

herrsche ein Vertuschungssystem, es würden vor dem Kriegesgericht Meinerde aus Furcht geschworen; das habe sich erst gestern wieder bei einem hier verhandelten Prozeß gezeigt. Im übrigen gehöre zur Mißhandlung durchaus nicht immer das Dreinschlagen mit dem Kolben, auch die Drangsalrung durch fortwährende Wiederholung gewisser Übungen sei eine Grausamkeit und könne die Leute zu Grunde richten. Gegenüber den Mißhandlungen sei doch die von dem Centrum so scharf verurteilte Kölner Duellangelegenheit eine wahre Bagatelle. Das gelte nicht nur von den Mißhandlungen geistiger, sondern auch von denen intellektueller Natur, wie Duzen, Schimpfereien usw. Daburdh werde die Ehre der Mannschaften verkehrt, die doch eben so hoch stehe, wie die der Offiziere. Ueberhaupt müßten die Soldaten mehr geschont werden, bei großer Hitze dürften längere Marsche nicht unternommen, die Mäander sollten auf einen späteren Termin verlegt werden. Die gegen die Mißhandlungen ergangenen Erlasse seien unwirksam geblieben, weil der Beschwerdeweg für die Mannschaften ungangbar sei. — Generalleutnant v. Viebahn bezeichnet die Behauptung des Vorredners, daß die Mißhandlungen in der Armee zugenommen hätten, als unzutreffend; sie seien vielmehr in zehn Jahren prozentual auf etwa die Hälfte zurückgegangen. Auf alle Einzelfälle einzugehen, erklärt der General für unmöglich, da ihm das Material nicht zur Verfügung stehe; soweit er die Angaben des Vorredners kontrollieren kann, sind sie nicht zutreffend. Alle Mißhandlungen, die zur Kenntnis der zuständigen Stellen kämen, würden nachdrücklich bestraft. Er könne versichern, daß bei allen Beteiligten das Streben obwalte, die Mißhandlungen energisch zu bekämpfen. Auch die Bemerkungen des Abg. Kunert über die Unzulänglichkeit des Beschwerdeweges seien unbegründet. Schließlich protestirt General Viebahn entschieden gegen die bei der im Hause herrschenden Unruhe verloren gegangene Aeußerung des Vorredners, daß der in Gumbinnen erschossene Mittelmeister v. Krosigk ein Seuteschinder gewesen sei. Er überlasse es dem Hause, über eine solche Beleidigung eines durch einen Unglücksfall ums Leben gekommenen Offiziers zu urtheilen, der stets treu seine Pflicht erfüllt habe. — Abg. Werner (Ant.) meint, die Ausführungen des Abg. Kunert hätten von gänzlicher Sachkenntniß zeugend abgelegt. Die Verlegung der Mäander beispielsweise sei mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Landwirtschaft unmöglich. Daß die Herrensverwaltung jetzt mehr als früher direct bei den Produzenten laufe, sei erfreulich, zu wünschen bleibe noch eine bessere Entscheidung für Flurschäden bei Mäandern und Erhöhung der Verpflegungsgelder. Einen Excurs des Redners auf die Burenfrage unterbricht der Präsident Graf Ballestrem mit dem Hinweis, daß diese Angelegenheit nicht zum Militär-Etat gehöre. — Abg. Fürst Bismarck: Auf die gestrigen Aeußerungen des Abg. v. Jagdzewski habe der Kriegsminister auf eine Weise geantwortet, welche allen deutschen Patrioten zur Genugthuung gereichen werde. Abg. v. Jagdzewski hat gestern behauptet, Fürst Bismarck habe 1894 zum Kampfe gegen die Polen aufgerufen. Fürst Bismarck hat aber in Wirklichkeit nie die Offensiven gegen die Polen ergriffen, sondern war ihnen gegenüber stets in der Abwehr. Bei der heutigen Polenpolitik werde es hoffentlich auch in Zukunft bleiben. Die polnischen Hebergriffe gegen das Deutschthum nähmen von Jahr zu Jahr zu. — Abg. v. Jagdzewski behauptet demgegenüber, daß die Polen in der Abwehr seien, heute wie zu Zeiten des Fürsten Bismarck, der in seiner inneren Politik zweifellos vielfach sehr unglücklich gewesen sei, namentlich mit seiner Politik für Ausnahmebegünstigung gegen Katholiken, Polen und auch gegen die Sozialdemokraten. — Abg. Herzfeld (Soz.) verliest einen Hunderbrief eines Offiziers und bespricht sich über das Eingreifen der Militärbehörden in Bismarck in einen Zwist zwischen den dortigen schicht bezahlten Fabrikarbeitern und den Kohlenhändlern. Es seien Soldaten kommandirt worden, Kohlen zu löschten, und die Lösung sei durch Soldaten mit scharf geladenem Gewehr überwacht worden. — Generalmajor v. Einem: Es handelt sich hier um den Dampfer „Marie“, der zu löschten war, weil er nach Kiel zurückmußte, um wieder in See zu gehen. Es standen hier große Interessen auf dem Spiel. Die

Soldaten sind aber nicht zum Löschten kommandirt worden, sondern freiwillig an diese Arbeit gegangen. Daß das Löschten mit geladenem Gewehr überwacht worden sei, davon weiß ich nichts, ich würde auch nicht, wozu das hätte dienen sollen. Die Armee ist in der That nicht dazu da, um in den Dienst des Unternehmertums gestellt zu werden, aber wo Noth am Mann ist (lebhafter Widerspruch links), da müssen die Soldaten heran. — Abg. Sieg (natl.) konstatiirt dem Abg. Jagdzewski gegenüber, seit mehr als dreißig Jahren sei das Deutschthum im Osten in der Abwehr. Von den sechziger Jahren an datire der völlige Abschlus der Polen gegen das Deutschthum. Die Deutschen dächten gar nicht daran, die Gefühle der Polen zu verletzen. — Abg. Bebel (Soz.) prophezeit dieser Polenpolitik kein anderes Ergebnis, als das der Verschärfung der Gegensätze, er verlangt eine bestimmte Anweisung von oben an die Militärbehörden, wie sie sich in solchem Falle, wenn Unternehmern sich an sie wenden, zu verhalten haben. In dem Bismarcker Falle hätte die Marineverwaltung nur auf ihrem mit dem Unternehmer-Diedrich abgeschlossenen Verträge bestehen und dessen Erfüllung verlangen sollen; der Unternehmer hätte jederzeit freie Arbeiter genug finden können, freilich hätte er diesen etwas mehr Lohn zahlen müssen. Daß die Mißhandlungen in der Armee abgenommen haben, sei das Verdienst des Reichstages und der sozialdemokratischen Partei, welche diese Mißhandlungen unablässig hier zur Sprache gebracht habe. Ebenso sei zu hoffen, daß der Duellunsug endlich ein Ende nehmen werde, wenn ihn der Reichstag immer und immer wieder zur Sprache bringe und verurtheile. — Abg. v. Liebenow (Reichsp.) vertheidigt die Polenpolitik von 1886 sowie der Gegenwart. Er möchte denjenigen polnischen Gutsbesitzer sehen, der auch nur einen einzigen deutschen Handwerker beschäftige, ohne durch dringende Noth gezwungen zu sein; sonst kaufe der Pole jedenfalls lieber theurer und schlechter bei einem polnischen, als billig und gut bei einem deutschen Handwerker. So sehe es dort aus seit mehr als zwanzig Jahren. 1886 sei das Deutschthum in der größten Gefahr gewesen, ganz verdrängt zu werden. — Abg. v. Jagdzewski bemerkt u. a., Capriwi habe gegenüber den Polen dieselbe Politik getrieben wie Fürst Bismarck. (Lebhafter Widerspruch.) — Abg. Eichhoff (fr. Pp.) erzählt einen Fall in einer rheinischen Stadt, wo das Bezirkskommando den Offizieren den Abbruch jeden gesellschaftlichen Verkehrs mit einem Kaufmann anbefohlen habe, weil dieser eine Duellforderung eines Reserve-Offiziers abgelehnt habe. — Abg. Graf Limburg-Sturum (konf.) erwidert dem Abg. v. Jagdzewski, daß Fürst Bismarck sich 1886 lediglich in der Abwehr gegen die Polen befunden habe. Daß die Capriwi'sche Politik eine ganz andere war, werde doch durch die Bestätigung Stablenki's als Erz-bischof von Posen zur Genüge bewiesen. — Abg. Sattler (natl.) äußert sich in demselben Sinne. Stablenki sei eines der temperamentvollsten Mitglieder der Polenfraktion gewesen und Nachfolger eines Erz-bischofs deutschen Ursprungs geworden. Pflicht Preussens gegen die deutsche Nation sei es, in jenen Gegenden die Polen zurückzudrängen, jene Gegenden deutsch zu machen. — Abg. Ledebour (Soz.): Indem Sie erklären, daß die Polen zurückgedrängt werden sollen, erklären Sie die Polen für minderem Rechte; Sie sprechen damit auch Rußland und Oesterreich-Ungarn das Recht zu, die dortigen Deutschen zu entnationalisieren. — Der Titel Kriegsminister wird genehmigt. — Morgen Fortsetzung.

### Der Krieg um Transvaal.

Aus London wird vom 25. Febr. geschrieben: Christian de Wet ist den Engländern wieder einmal endgültig entflohen. Wie zuverlässig war man in der englischen Presse und insbesonders im englischen Publikum in den letzten Tagen, daß dieses Mal an ein Entkommen des Burengenerals absolut nicht zu denken sei, und nun ist all die Freude und all der Jubel, wie schon so oft vorher, wieder verstrickt und umsonst gewesen. — Von Kapstadt meldet der Draht, daß die aufregende Jagd hinter de Wet von den verschiedenen englischen Kolonien unaufhörlich fortgesetzt wurde, bis daß es dem Obersten Plumer mit seiner

Brigade endlich gelang, den Feind am Sonnabend bei Differsfontein wenige Meilen westlich von Popetown einzuholen und in einem auf beiden Seiten mit größter Hartnäckigkeit ausgefochtenen Kampf zu engagiren. Trozdem de Wet kaum den vierten Theil seines Corps noch bei sich hatte, und trotz der Uebermacht der Engländer ist es Plumer aber nicht gelungen, einen besseren Erfolg zu erzielen, als die ungezählten anderen englischen Generale, welche bisher mit der „Verfolgung“ des schlimmsten ihrer Feinde beauftragt gewesen sind. Beinahe unbegreiflich bleibt es, daß die so sorgfältig angelegten britischen Operationen gegen de Wet trotz der verwendeten großen Truppenabtheilung immer in den letzten, entscheidenden Moment verfangen und den Burenführern die Trumpparte in der Hand lassen. De Wet muß sich, nach den vorliegenden spärlichen authentischen Nachrichten zu urtheilen, thatächlich sehr in der Klemme befunden haben, da er nicht nur durch die englischen Kolonnen von allen Seiten bedrängt wurde, sondern dieses Mal auch noch mit einem bedeutend gefährlicheren Gegner, dem lange anhaltenden tropischen Regen und seinen Consequenzen, den unter gewöhnlichen Verhältnissen unpassirbaren Hochfluthen in den verschiedenen Flüssen im Popetown-Bezirk zu rechnen hatte. Diesem Gegner war er inforn nicht ganz gewachsen, als er mit seiner kleinen Armee, seinen Geschützen und seinem Transport natürlicherweise nicht in der sonst üblichen Schnelligkeit vorankommen konnte und sich schließlich sogar gezwungen sah, zwei seiner Geschütze bei dem Uebergang über den Dranjestuf am südlichen Ufer des letzteren im Schlamm stecken zu lassen und aufzugeben. Vorher machte er aber noch einen recht guten Gebrauch von diesen Feldstücken und trieb den Obersten Plumer so nachdrücklich unter schweren Verlusten zurück, daß er mit dem größten Theile seines Corps, soweit er das letztere nicht getheilt hatte und unter den verschiedenen Commandanten Frohmann usw., in anderen Richtungen nach seiner üblichen Taktik getrennt marschiren ließ, unbehelligt über den hochangesehnen Fluß setzen und in der Richtung auf Belmont weiter vorrücken konnte.

Die heute vorliegenden Nachrichten vom Burenkriege geben noch immer kein sicheres Bild von der Situation, in der sich de Wet gegenwärtig befindet. Eine gestern mitgetheilte, der Times aus Kapstadt zugegangene Meldung besagte: „Die Streitmacht, welche de Wet begleitete, wird auf 500—800 Mann geschätzt; außerdem folgen ihm die Ueberreste seines ganzen Commandos und Herzog's Commandos von Carolina aus.“ Also Theile der aus dem Süden der Kapkolonie unter Herzog herbeigekommenen Truppen haben sich mit de Wet vereinigt. Man ist dieser Meldung gegenüber, die durchaus nicht mehr so hoffnungslos für die Buren lautet, berechtigt zu fragen, ob die Trennung der Burenheerden unter de Wet und Herzog nicht wieder beabsichtigt war, um der Verfolgung der britischen Uebermacht besser zu entgegen. Man ist auch berechtigt anzunehmen, daß de Wet wiederum der englischen Umklammerung entgangen ist, denn sonst müßte er entweder gefangen oder über den Dranjestuf entkommen sein. — Ueber die Vorgänge im Osten Transvaals wird aus Pretoria gemeldet, General French leidet Proviantmangel, sehe aber die Verfolgung der Buren fort und mache immer zahlreichere Gefangene. Auch hier heißt es, die Burencommandos hätten sich in kleinere Abtheilungen aufgelöst. Botba soll nicht bei der Haupttruppe sein, die sich vor French nach Bongola Busch zurückzieht, sondern Lucas Meyer befehligt sie; Botba ist zwischen Ermelo und Middelburg. Daraus würde folgen, daß sich Botba bei der Burentruppe befindet, die die britischen Linien nach Westen durchbrochen hat und die sich nun im Rücken von French befindet. — Ueber eine Erklärung des englischen Kriegsministers zu der britischen Kriegführung in Südafrika berichtet folgendes Telegramm:

London, 27. Febr. Dillons im Unterhause gestelltes Amendement besagt, den Regierungen von Transvaal und dem Dranjestruat sollten Friedensbedingungen angeboten werden, die tapfere und ehrenwerthe Männer annehmen könnten. Kriegsminister Brodrick bemerkt dazu: Er bestreite, daß in Südafrika eine allgemeine Landesverwüstung stattgefunden habe. Viele Farmen, die von den Buren verlassen waren,

seien von Kaffern niedergebrannt worden. In anderen Fällen habe es sich um Farmen gehandelt, die niedergebrannt wurden, weil ihre Bewohner verrätherisch gehandelt hätten, oder weil es sich um den Schutz der Verbindungslinien vor Angriffen handelte. Der Krieg in Südafrika könne, was Humanität der Kriegführung betreffe, mit jedem bisher geführten Krieg sehr wohl den Vergleich aushalten. (Beifall.) Was das Angebot von Friedensbedingungen für die Buren angehe, so habe er seinen früheren Erklärungen nichts hinzuzufügen. Die Absichten der Regierung seien ja bekannt. Dillons Amendement wird mit 243 gegen 91 Stimmen abgelehnt.

London, 27. Febr. Lord Ritchener telegraphirt aus Middelburg von heute, General French habe ihm über folgende weitere von ihm bis zum 26. Febr. gemachte Beute berichtet: Eine 19-Pfünder-Kruppkanone, eine Haubitze, ein Mörsergeschütz, 20 000 Patronengürtel mit Munition, 143 Gewehre, 388 Pferde, 52 Maulthiere, 834 Zugochsen, 5600 Stück Rindvieh, 9800 Schafe und 287 Wagen und Karren. Die Buren verloren noch 4 Tode und 5 Verwundete, sowie etwa 300 Gefangene. Auf britischer Seite war kein neuer Verlust.

Kapstadt, 26. Febr. Heute sind hier 7 neue Pestfälle angezeigt worden, davon 1 bei einer Europäerin im unteren Stadttheil und 1 bei einem Europäer im vornehmen Stadttheil. In einem Hause nahe der Kathedrale ist ein Kaffee an der Pest gestorben. Neuerdings sind mehrere Weiße und Farbige, die mit Pestkranken in Berührung gekommen waren, isolirt worden. Die Regierung verstärkt angesichts der weiteren Ausbreitung der Pest die Sanitätsmaßregeln.

### Die chinesischen Wirren.

Die neue Chinavorlage. Dem Bundesrath ist ein Nachtrag zu dem Reichshaushalts-Etat für das Rechnungsjahr 1901 zugegangen. An fortwährenden Ausgaben werden darin gefordert 2,302,738 Mk., an einmaligen, und zwar aus Anlaß der Expedition nach Ostasien 120,682,000 Mk. Zur Erläuterung dieser letzteren Forderung wird gesagt: In den Zielen, welche das Reich mit seinem militärischen Vorgehen in China verfolgt und welche in der Denkschrift zum dritten Nachtragsetat dargelegt sind, hat sich nichts geändert. Das thalträftige Eingreifen der Mächte hat die Lage in China, wenn auch langsam, so doch merkbar und stetig gebessert. Mit dem deutschen Oberbefehle kam Einheitlichkeit in die militärischen Operationen der verschiedenen Contingente. Die günstigen Wirkungen sind nicht auszubleiben, größere militärische Unternehmungen über das besetzte Gebiet hinaus werden voraussichtlich nicht mehr erforderlich sein und nur noch kleinere Verübungsfreiheiten innerhalb jenes Gebiets in Frage kommen. Unter dem Einbruche des gemeinsamen militärischen wie politischen Vorgehens der Mächte hat die chinesische Regierung die von den diplomatischen Vertretern in Peking in einer Note zusammengestellten und von allen Mächten für unerlässlich erachteten Friedensbedingungen ohne Vorbehalt angenommen und nur zu einzelnen Punkten „Wünsche“ geäußert. Eine befriedigende Beendigung der chinesischen Wirren erscheint nunmehr gesicherter, wenn sich auch über den Zeitpunkt, bis zu welchem das Ziel erreicht sein wird, eine bestimmte Voraussetzung noch nicht machen läßt. Die weiteren Verhandlungen werden sich mit Einzelfragen, namentlich mit der von China zu leistenden Entschädigung und den dafür zu treffenden finanziellen Anstaltungen, zu beschäftigen haben. Da es, um die chinesische Regierung zum Eingehen auf eine befriedigende Regelung zu nöthigen, eines militärischen Druckes bedarf, ist die unverminderte Verlastung der in China vorhandenen deutschen Streitkräfte vorläufig noch unerlässlich.

Peking, 26. Februar. Auf derselben Stelle, wo im Juli vergangenen Jahres die Minister Tschin und Huijshengyung der Hinrichtung der fremdenfreundlichen Würdenträger bewohnten, fiel heute Nachmittag 3 1/2 Uhr ihr eigenes Haupt unter dem Richtschwert des Henters. Zahlreiche Offiziere aller Truppencontingente, hohe chinesische Würdenträger, sowie eine ungeheure Menschenmenge, die den Richtplatz umdrängte, wohnten der Hinrichtung bei. Als Vertreter des Grafen Waldersee fungirte Major Lauenstein, während die chinesische Regierung den jetzigen Justizminister als Delegirten entsandt hatte. Japanische Truppen escortirten die beiden Delinquenten

### Im Reiche des Confuzius.

Roman nach chinesischen Quellen von Roger Ten-Coste  
21. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)  
„La-Tso! La-Tai! Geliebte Schwestern!“  
stammelte er dann. „Helft mir, daß ich ein rechter Christ werde.“ „Wedenkt Du auch, was Du thun willst,“ ermahnte ihn La-Tso streng. „Wenn Du ein Christ werden willst, so mußt Du auch ferner auf Deine ehregeizigen und habgierigen Pläne, noch ein Mandarin werden zu wollen, verzichten, denn in China wird kein eingeborener Christ zu einer Beamtenlaufbahn zugelassen.“  
„Tu-Tsang seufzte schwer, und man hörte an seinem leuchtenden Athem, daß es ihm nicht leicht wurde, mit allen Hoffnungen und Plänen, die er sich vom Leben trotz seiner niedrigen Stellung noch gemacht hatte, zu brechen. Ein hohes, inneres Glück durch selbstlose Nächste Liebe zu erwerben zu können, dies war ja auch ein Gedanke, den der ganz in den chinesischen Traditionen erwachsene und erzogene Tu-Tsang noch gar nicht recht fassen konnte. Trozdem hatte er doch jenen die überirdische Macht der christlichen Lehre an den Worten und Thaten La-Tso's und La-Tai's an sich tief empfunden, seine Verzeiwung hatte sie in Hoffnung verwandelt und seinem inneren und äußeren Glende ein Ende bereitet, und dieses Bewußtsein wirkte entscheidend für sein Thun.  
„Ich will ein Christ werden, helfst mir dazu!“  
stehe er. „Ich weiß es, daß ich dies nicht gleich erreichen kann, denn ich muß erst ein ganz anderer Mensch werden, aber ich will es, denn die neue Religion zieht mich geheimnißvoll an, und ich glaube auch, daß unser großes chinesisches Reich deshalb innerlich so gesunken, so schwach und machtlos geworden ist, weil wir nicht die richtige Religion haben.“  
La-Tso nickte dem Beter beifällig zu und ihm die Hand reichend sagte sie:  
„Tu-Tsang, Du bist jetzt auf dem rechten Wege angelangt, den mußt Du weiter verfolgen und dann

wirst Du ein Christ werden. Morgen früh sollst Du wieder zu uns kommen, damit wir Dich zu einem Missionar bringen können. Inzwischen rath ich Dir, dies kleine Buch als erste Vorbereitung für Deinen Uebertritt zum christlichen Glauben zu lesen.“  
Sie hatte inzwischen aus einem Schubsache eine in chinesischer Sprache gedruckte Missionschrift, welche die Grundzüge der christlichen Religion nach dem Evangelium Johannis enthielt, hervorgezogen und dieselbe Tu-Tsang übergeben.  
„Ich danke Dir für dieses Büchlein“, erwiderte er, es eifrig ergreifend, ich werde es noch heute fleißig lesen.“  
„Thue dies und wir werden dann morgen sehen, ob Du Deinem Vorhaben treu bleibest und noch Aufnahme in die christliche Missionsgemeinde begehren wirst“, bemerkte La-Tso.  
„Es würde uns eine große Freude sein, Dich als unseren Beter und als gebildeten Chinesen unter den Bekennern des neuen Glaubens zu sehen“, sagte nun ebenfalls La-Tai herzlich zu ihm. „Auch bleibt Deine Absicht, Christ werden zu wollen, bis auf Weiteres Dein und unser Geheimniß. Selbst Deinem Vater, der ganz in Furcht vor dem räuberischen Si-Ha-Tung, welcher der größte Feind aller christlichen Chinesen ist, lebst, darfst Du jetzt von Deinem Vorhaben nichts sagen, denn es kann die Zeit kommen, wo Du schwere Prüfungen wegen Deines neuen Glaubens ertragen, und Vater und Mutter verlassen mußt.“  
Tu-Tsang war verständig genug, um einzusehen, daß er allen Stockchinesen und selbst seinen nächsten Verwandten gegenüber die größte Vorsicht in Bezug auf seinen geplanten Religionswechsel ausüben mußte, und indem er noch La-Tso und La-Tai gegenüber seine Verwichenheit beteuerte, verabschiedete er sich mit dem Versprechen, morgen früh wiederkommen zu wollen, um mit seinen beiden Cousinen zu einem Missionare zu gehen.

### 7. Kapitel.

Der Mandarin der fünften Rangstufe, Ho-Gang-Lo war vom großen Rathe in Peking beauftragt worden, die Oberleitung der wissenschaftlichen Expedition zur Erforschung der Zustände in den Bergwerken der Provinz Schansi zu übernehmen. Als er aber diese Expedition bilden wollte, hatte er wohl bald die nöthigen Tatharen unter dem Befehle eines Mandchufürstentums zusammen, aber die ihm von der kaiserlichen Universität als Fachleute beigegebenen Ingenieure Davison und Gutthaus waren nirgends zu finden. Das Verschwinden dieser beiden Männer war um so weniger aufgefallen, als sie wegen ihrer Vorbereitungen zu der Expedition und auch zur Stärkung ihrer Gesundheit Urlaub hatten.  
Zunächst regte sich bei den argwöhnischen Mandarinen der Verdacht, daß die beiden fremden Ingenieure aus Angst vor den Gefahren der Expedition die Flucht ergriffen hätten und sich bereits in Taku auf einem Schiffe befänden. Die übrigen europäischen und amerikanischen Mitglieder der kaiserlichen Universität in Peking hielten aber eine solche Möglichkeit bei dem ehrenwerthen Charakter ihrer Collegen Davison und Gutthaus für ausgeschlossen und da blieb nun weiter nichts übrig, als anzunehmen, daß den Männern ein Unglück zugefallen sei.  
Nun begab sich der Mandarin Ho-Gang-Lo alsbald zu dem Taotai, der als Oberhaupt der Bezirks-polizei Alles in Bewegung setzte, um die beiden Verschwindenen zu entdecken.  
Winnen vierundzwanzig Stunden wollte der Taotai die Fremdlinge zur Stelle schaffen oder über deren Verbleib sichere Auskunft geben. Als aber der Mandarin am anderen Tage wiederkam, machte der Taotai ein verlegenes Gesicht und erklärte, daß seine geriebensten Polizisten noch keine Spur von den verschollenen Personen entdeckt hätten.  
Ueber diese schlechte Nachricht machte der Mandarin einen großen Lärm und schwor bei seinem

Bopfe, daß er den Taotai und seine ersten Beamten bei dem Großen Rathe als ganz unfähige Leute, die das ganze himmlische Reich in Verlegenheit und Schande brächten, bezeichnen müßte, wenn in weiteren vierundzwanzig Stunden die beiden verschwundenen Ingenieure nicht gefunden würden, denn schon regten sich die fremden Gesandten in Peking über den Fall auf und wollten bei dem Tzung-Ti-Yamen Beschwerde einreichen.  
Aus Angst um seine gute Stelle hielt nun der Taotai mit den schlauesten seiner Beamten nochmals Rath darüber, was in dieser Nothlage zu thun sei, und als diese auch keine anderen Vorschläge hatten als gestern, daß man eben nochmals die ganze Stadt nach den Fremdlingen durchsuchen müsse, so beschloß zwar der Taotai, daß dies nochmals peinlich genau geschehen müsse, aber er nahm auf eine Anzahl seiner Polizisten, denen er eine Spürnasen zutraute, einzeln vor, um vielleicht von ihnen etwas darüber auszufundensuchen, wo die Gesuchten sich befinden könnten.  
Dieses Ausforschen war eine recht müßelnde und vergebliche Arbeit für den wohlbeleibten Taotai, dem vor Erregung fortwährend dicke Schweißtropfen auf die Stirn und den glattrasierten Scheitel traten, und mit vielen Schimpf- und Spottnamen über ihre Dummheit mußte er ohne jedes Resultat diese Leute wieder entlassen.  
Der Taotai dachte schon daran, sich an einem Handstreich auszufangen oder Gift zu nehmen, um der Schande schimpflicher Absetzung und Verhaftung wegen Unfähigkeit im Dienste zu entgehen. Da in seiner höchsten Noth erschien dem Taotai ein rettender Engel in Gestalt eines kleinen, potternarbigem Gefängniswärters.  
(Fortsetzung folgt.)